

Kino

007 im freien Flug

SPIEGEL-Redakteur Hellmuth Karasek über den neuen James-Bond-Film „Goldeneye“

Der blauäugige, schlanke, am ganzen Körper gefällig behaarte Pierce Brosnan ist schon der fünfte James Bond, aber er ist der erste, der etwas zustande bringt, was keiner bisher konnte:

Er kapert sich in St. Petersburg einen sowjetischen Panzer a. D., fährt damit durch die belebten Straßen der ehrwürdigen russischen Metropole und legt so die sich ihm in den Tankweg entgegenstellenden historischen Bauten (zumindest die Pappmaché- und Styropor-Nachbildungen) in Trümmer.

Dieses Abenteuer, bei dem Bond, James Bond, natürlich wieder ein weltgefährliches Schurkenpaar verfolgt, ist nicht bloß eine steigernde Variante der Bondschen Autoverfolgungsjagden, in denen Film für Film lackiertes Blech zu Schrott verwandelt wird, ohne daß der Held um Führerschein und Leben bangen müßte – schlimmstenfalls ist, nachdem auf der Parforcefahrt alles in Scherben fiel oder in Flammen aufging, der Schlips verrutscht und wird von Bond, James Bond, mit einem einzigen, männlich eleganten Ruck zwischen seinem makellos gebliebenen, blütenweißen Hemdkragen zurechtgezogen.

Nein, das ist nicht neu und einzigartig. Neu ist, daß Bond, James Bond,

St. Petersburg zu Bruch fahren kann, weil Petersburg nicht mehr Leningrad heißt und ihm daher nicht mehr die geballte Sowjetmacht mit KGB und KPdSU und ruhmreicher Roter Armee in den panzersteuernden Arm fällt.

Wer sich so weit erinnern kann, erinnere sich: Bond-Filme gibt es seit 1962, also seit über einer Generation, und der zweite (von 1963) hieß ganz und gar nicht zufällig „Liebesgrüße aus Moskau“ und zeigte, daß der perfide Klassenfreund nicht schläft.

Bond-Filme schwammen von Anfang an auf den Wellen des Zeitgefühls wie Champagnerkorken. Leicht, leichtsinnig und nie von der Zeitstimmung ernsthaft gefährdet. 1962 war die Kuba-Krise, die gefährlichste Zuspitzung des Kalten Krieges, und von da an konnte es nur besser werden: Die Weltpolitik be-

gann zu tauen, und Bond schwamm, wie gesagt, mit.

Anders als die Bond-Romane des strammen Antikommunisten Ian Fleming hatten die Filme von vornherein ein Augenzwinkern für die Rote Gefahr. Im Luxusrausch der sechziger Jahre glaubte niemand in seiner tiefsten Konsumenten-Seele, daß sowjetische Raketen so köstliche Dinge wie einen zwölf Jahre alten Whisky, die *musts* von Cartier, ein Ferienhotel in Miami Beach oder einen Luxusschlitten von Aston Martin gefährden, geschweige denn besiegen könnten.

Bond, James Bond, das war die westliche, genauer gesagt: westeuropäische Lebensart, very british, jedenfalls wie sich der kleine Moritz und der breite Mann auf der Straße das „Britische“ vorstellen. Natürlich war das nicht nur mit spöttischem Chauvinismus gegen „die Russen“ gerichtet, sondern auch gegen die Holzfällermertalität aus US-Übersee.

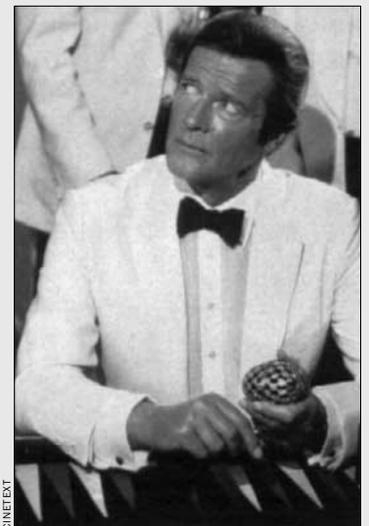
Also auch gegen jene baumlangen Kerle, die zwar wacker die Welt beherrschten und im richtigen Augenblick „Ich bin ein Berliner!“ sagten. Die aber

James-Bond-Darsteller

ist im 18. Film mit dem britischen Agenten 007, sechs Jahre nach „Lizenz zum Töten“ mit Timothy Dalton, nun Pierce Brosnan, ein Schauspieler aus Irland. In den Filmen von „Dr. No“ bis „Diamantenfieber“ spielte Sean Connery den 007 – mit Ausnahme von Bond-Film Nr. 6 („Im Geheimdienst Ihrer Majestät“), in dem George Lazenby der Titelheld war. 1983 war Connery zum siebtenmal Bond, in „Sag niemals nie“, nachdem Roger Moore 1973 die Paraderolle übernommen hatte und sie bis 1985 („Im Angesicht des Todes“) spielte – auch siebenmal. Der nächste Bond: Timothy Dalton, der den Bond zweimal gab. Im neuen Film singt Tina Turner den Titelsong. Er könnte zum Hit werden – wie „Goldfinger“ von Shirley Bassey.



Pierce Brosnan



Roger Moore



Bond-Film „Goldeneye“: Mit dem gestohlenen Sowjetpanzer durch St. Petersburg

die feinen Unterschiede zwischen einem „geschüttelten“ und einem „gerührten“ Martini-Cocktail nicht kannten. Bond, James Bond, das war Euro-Snobismus zu stark reduzierten Preisen; Window-shopping für alle, ein Schaufenster-Bummel durch Bond Street.

Jetzt, 1995, ist natürlich alles anders, die Zeiten von Bond und Bond Street scheinen vorbei, die *musts* von Cartier gibt es in St. Petersburg – wo uns der Film stolz eine Filiale zum Beispiel von IBM präsentiert. Wer will und das bißchen Geld hat, wird sich auch in Moskau einen Rolls kaufen und einen Drink schütteln lassen können. Und nicht nur das.

Die Romane des Ur-Autors Fleming sind für die bisherigen Bond-Filme ohnehin bis auf das letzte i-Tüpfelchen und das

hinterletzte Komma ausgeflöht worden. Inzwischen saugt man sich Bond aus dem Finger, das heißt: aus dem Computer.

Vom kläglichen, inzwischen mild verkürzten Ende des Kommunismus bezieht der Film seine schönsten Szenen (und seinen Vorspann): Er zeigt einen Entsorgungspark, in dem all die gipsernen und steinernen Zeugen der Sowjetmacht stehen: Lenins en masse und en détail, mit gereckten Armen und gerecktem Kinn; über die kämpferisch optimistische Entschlossenheit der gestürzten und geschleiften Denkmäler hat sich der Mehltau von Melancholie und Vergeblichkeit gelegt.

In der Tat: Die oft beschworene rote Weltgefahr existiert nicht mehr – auch

nicht mehr als bedrohlicher Hintergrund der Bond-Serie. Wenn wir Zeitgenossen ängstlich nach Moskau blicken, dann in der Furcht, der Präsident aller Reußen könnte, na sdorowje!, mit Wodka seiner geschundenen Leber und seinem geschundenen Rußland zuviel zumuten.

Daß derselbe in feuchtfröhlicher Laune nicht nur seinen Außenminister einmal ab- und wieder eingesetzt hat und daß er ein rotes Telefon mit gefährlichen Knöpfen besitzt, fördert eine neue unbestimmte Furcht:

Wer spielt, im schlimmsten Fall, mit den Alarmknöpfen des ungeheuren militärischen Potentials, das die Sowjetunion noch reichlicher als Lenin-Statuen hinterlassen hat? Mafiosi, rechtsradikale Generäle, der Geheimdienst, Trick-



Sean Connery



Timothy Dalton



George Lazenby

ser und Geschäftemacher? Der neue Bond, James Bond, lebt von dieser schleichenden Furcht, ist also wieder, wie alle seine Vorgänger, ein Sektkorke auf der Woge der Zeit.

Natürlich arbeiten die Schurken, ein abtrünniger britischer Geheimagent 006 (Sean Bean), der russische General Ourumov (Gottfried John) und die – wie sagt man? – betörend und gefährlich schöne Xenia (Famke Janssen), wieder auf private Rechnung. Aber sie benutzen dazu „Goldeneye“, den Schlüssel zu einem sowjetischen Waffensystem, das mit elektromagnetischen Strahlen alles, was es soll, auslöschen kann – also auch Datenbanken mit Kontoauszügen und Steuerbescheiden.

liche Krise zu stürzen: Man sieht, „Goldeneye“ ist auf der Höhe der Zeit.

Das gilt auch auf dem Sektor der Emanzipation. Denn der notorische Macho Bond steht unter dem Kommando einer Chefin: „M“, der legendäre Boß des britischen Geheimdienstes, ist inzwischen eine Frau, gespielt von Dame Judi Dench, die mit martialischem Charme eines klarmacht: Hochgeschlafen zu diesem Job hat sie sich nicht. Solche Mätzchen überläßt sie ihren männlichen Untergebenen.

Und was die Sexualität anlangt, so hat Bond, ganz Sohn eines neuen Zeitalters der Prüderie und Aids-Furcht, alle frivolen Betthupfer-Manieren abgelegt: Man liebt nur einmal.



Bond-Film „Liebesgrüße aus Moskau“: Augenzwinkern mit der roten Gefahr

Denn darauf beruht der teuflische Plan: Mit der Hilfe eines Internet-Virtuosen und begnadet freakigen PC-Hackers, des Programmierers Boris Grishenko (Alan Cumming), soll in London sämtliches Geld per Computer-Order auf das Konto der Weltverschwörer transferiert werden.

So könnte der Westen, den es im Unterschied zum Osten immer noch gibt, ebenfalls zum Kollaps gebracht werden – wenn Bond, James Bond, nicht das Schlimmste zu verhüten wüßte.

Das frei vagabundierende Militärpotential in schurkischen, wenn auch ideologiefreien Händen; Computertechnik, die sich in böser Perfektion am Internet, an Datenautobahnen und dem Tele-Banking schadlos hält, um Europa auch ohne Währungsunion in eine größ-

Schnell wird er zum ritterlichen Beschützer einer russischen Programmiererin, die den perfiden Überfall auf das sibirische Kommando-Zentrum des „Goldeneye“-Programms überlebt und um ihr Leben durch die verschneite Taiga kriecht: Rußland ist auch nach Ende der Sowjetmacht vor allem ein kaltes Land. Wenn auch in St. Petersburg die Gartenlaube inzwischen zum westlichen Puff verwandelt ist.

So sind Gottfried John, der bolschewistische aussieht, als es das Klischee erlaubt, und Famke Janssen, die eine hinreißende Megäre sexueller Urgewalt spielt, wobei sie Männer wie Nüsse zwischen ihren schönen Schenkeln knackt, die gefährlichen Relikte einer bösen Zeit.

Sie werden durch den abtrünnigen 006-Agenten neu motiviert. Der hat ein

halb verbranntes Gesicht und hält nichts mehr vom aufopferungsvollen, entsagungreichen Dienst für die britische Krone. Die nächstliegende Begründung, er habe alles über Charles und Di gelesen, trägt er nicht vor und begnügt sich mit Geld- und Machtgier an sich.

Obwohl der neue Bond-Film allen feinen Schwingungen des Zeitgeistes auf das größte Rechnung trägt, wirkt er wie ein explosives Relikt der „Superman“-„Starwars“- oder „Terminator“-Filme.

Weil er sich deren Pyromanie, die Freude, Feuersbrünste und gewaltige Explosionen hautnah filmen zu können, hemmungslos zu eigen macht, wirkt der Film eines nicht: nämlich umweltfreundlich. Und so verfehlt er die Zeit, wo sie am empfindlichsten und am empfänglichsten ist, beim Schonen der Natur.

So beginnt der Film nach guter, alter Bond-Sitte nach dem Vorspann mit einer guten alten Autojagd (Bond fährt diesmal einen BMW, der aber, außer daß er schnell und elegant ist, waffentechnisch nicht viel hermacht). Um einander sexuell zu imponieren und auch um sich aufzueilen, liefern sich Film-Held und Film-Schurkin eine kurvenrei-

Feuerzauber, Autojagd und Explosionsgetöse

che Autojagd nach gehabtem Schema: Radfahrer, Lastwagen und Schafherden spritzen in letzter Minute beiseite. Im Zeitalter der Staus und überfüllten Straßen wirkt dergleichen nur noch wie von vorgestern; das Auto als filmerogene Zone hat ausgespielt.

Wohl und Wehe der Bond-Filme hängen vom Darsteller Bonds ab. Da haben Bond-Veteranen wie Sean Connery und auch Roger Moore mythologische Pionierarbeit geleistet, gegen die schlecht anzustinken ist.

Der neue Bond sieht, darin weiß sich die Frauenwelt mit der Männerwelt einig, hinreichend viril und doch zivilisiert aus: Pierce Brosnan hat sich, Ire, wie Connery Schotte war, ähnlich wie Moore seine Sporen in einer Detektiv-TV-Serie verdient. Die meiste Zeit des Films blickt er ein wenig grämlich. Wie ein Dressman, der mit energischer Würde im Gesicht für ein Eau de Toilette seinen Mann steht.

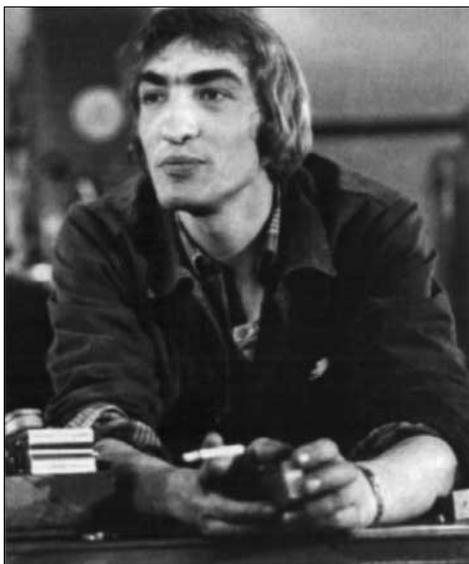
Dafür kann er nicht viel, denn vor lauter Feuerzauber und Explosionsgetöse bleibt dem neuen Bond, James Bond, nicht viel Raum und Zeit, seinen männlichen Charme und seine guten Manieren auszuspielen.

Dem harten Mann, der sämtliche Feuerstürme ohne die geringsten Brandwunden im Gesicht und am Anzug überlebt, werden kaum die kurzen Dialog-

fung, und niemand hat ein Auge für seine Begabung.

„Aber man hatte mir so oft erzählt, daß etwas nicht ginge, und es ging dann doch“, sagt John. Also versucht er es mit Privatunterricht und danach in der Provinz. Er will die großen Rollen und bekommt die kleinen – immerhin aber so viel Gage, daß er sich einen Porsche, wie ihn auch Jimmy fährt, zusammensparen kann. Der steht zwar oft vor der Tür, weil der Sprit teuer ist, aber John ist schon ein Stück näher an seiner Vorstellung von dem, was ein Schauspieler sein soll. Es dauert nicht mehr lange, und er ist endlich einer. Denn in Krefeld begegnet er „einem pickligen Jungen mit zu kurzen Hosen, der sagte, er sei Regisseur und ob wir nicht was zusammen machen sollen“. Der Bursche heißt Hans Neuenfels, ist 25 und gilt nach ein paar Skandalen als Enfant terrible der Theaterszene. In seiner Wohnung proben sie Handkes „Publikumsbeschimpfung“.

Danach spielt er Richard III., Marat, Robespierre, Macbeth. Richtig be-



John in „Acht Stunden . . .“ (1972)
Trotz des Gesichts durchgesetzt

kannt, so berühmt, daß ihn der Bürger auf der Straße um Rat in allen Lebensfragen bittet, wird er aber erst durch seine Filmrollen: als „Jaider, der einsame Jäger“ und 1972 als Werkzeugmacher Jochen in Fassbinders Fernsehserie „Acht Stunden sind kein Tag“.

Als er anfängt, sich in „dieser Rolle zu verhalten“ und die schulterklopfende Vereinnahmung des Publikums zu hassen, zieht John es vor, unbehelligt und ruhig und von der Stütze zu leben. Er will Schauspieler sein, kein Selbstdarsteller. „Der Star, der stempel-



Szene aus „Goldeneye“*: Zurückgewonnene Manneskraft

geht“, schreibt der *Stern*. „Ich habe damals gemerkt, daß alle anderen verrückt sind“, sagt er und kichert. Fassbinder schafft es, ihn zurückzuholen. Rainer Werner Fassbinder, in Johns Erinnerung „ein fettes, unartiges Kind“, und Gottfried John – das ist die Verbindung zwischen zwei Extremen, die sich an einem Punkt treffen können, ohne sich zu verbiegen. Neun kompromißlose Filme, darunter „Die Ehe der Maria Braun“, „Berlin Alexanderplatz“ und „Lili Marleen“, machen sie zusammen, daneben ein paar Theaterstücke am Frankfurter TAT. Zwischendurch dreht John mit Billy Wilder und Hans W. Geissendörfer.

Über das Verhältnis zwischen Reinhold, seiner Rolle in „Berlin Alexanderplatz“, und der Hauptfigur Franz Biberkopf sagt John: „Sie waren ganz verschieden, aber jeder war das Alter ego des anderen. Das war wohl genau der Punkt, der Fassbinder faszinierte: Das Gute und das Böse und daß das im Grunde ein und dasselbe ist.“

Johns Alter ego stirbt 1982 an einer Überdosis Kokain. „Ich habe immer damit gerechnet“, erzählt John, „und Rainer selbst auch. Denn er wollte immer das intensivste, nie das abgesichertste Leben.“

Es bleibt John nichts anderes übrig, als sich weiter darum zu kümmern, daß das Leben unsicher bleibt. „Keine Ahnung, was ich nächstes Jahr mache. Das hat mich nie interessiert. Ich habe in so vielen verschiedenen Leben gelebt und weiß, das jedes so aussieht, als wäre es das scheinbar richtige.“ Und er wird auch längst begriffen haben, daß sein Gesicht für so viele verschiedene Leben das einzig Wahre ist – schließlich hat jeder das Gesicht, das er sich verdient hat.

Anuschka Roshani

Gefechte zugebilligt, mit denen Connery und Moore brillieren durften: der eine, Connery, indem er schmutzlig grinste, bevor er seine Tatze um eine Eurasierin, Brünette oder Blondine legte; der andere, Moore, indem er blasiert die Augenbraue lifdete, bevor er für Königin und Vaterland in Bett und Auto stieg und bravourös sein Champagnerglas schwenkte.

Dazu ist jetzt keine Zeit mehr. Aber vielleicht ist der Grundfehler ein anderer: In der rasanten Eingangsszene an einem gewaltigen Staudamm irgendwo in der riesigen Sowjetunion (sie existiert im Vorspann noch) betätigt sich James Bond als Bungee-Springer an langem Gummiseil. In einer atemraubenden Perspektive wird gezeigt, wie Bond in den Abgrund stürzt, eine Harpune in den Felsen schießt und sich abzuseilen beginnt.

So weit, so James-Bond-gemäß. Doch kurz darauf werden 007 und sein Kumpel 006 von den Russen geschnappt. 006 wird, scheinbar, getötet. 007 kann fliehen. Und im Auto jagt er über eine Piste einem Flugzeug hinterher. Erwischt es nicht mehr, bevor es über einer Riesenschlucht entschwebt. Da wirft sich Bond im freien Fall dem Flugzeug hinterher. Und wie Superman oder Batman kann er fliegen.

Die Lust, so etwas im Trick zeigen zu können, hat das Filmteam wohl zu dieser Szene verführt. Aber in Wahrheit ist sie das traurige Ende der Bond-Figur. Der überlebte zwar auch in den bisherigen Filmen alles, ob blond oder braun, ob Laserstrahl oder Maschinenpistole. Aber er tat es nach den strapazierten Gesetzen der Wahrscheinlichkeit und den Regeln der Physik.

Jetzt, da er von Anfang an fliegen kann, ist er ein Comic-Held geworden. Und somit ist er, allen Anstrengungen zum Trotz, aus der Zeit gefallen. □

* Mit Pierce Brosnan und Famke Janssen.